

Feuilleton als sprachliche Flaniermeile mit ungewisser Zukunft

In der Matinee der Literaturtage reflektierten drei Autoren über die Entwicklung, den Stand der Dinge und die Zukunft des Feuilletons.

Ursprünglich ein der Tageszeitung beigelegtes Blättchen (daher der Name vom französischen «feuille»), dann durch einen Strich vom Hauptteil der Tageszeitung abgetrennt, entwickelte sich das Feuilleton von der Kultur- und Gesellschaftsberichterstattung zu dem Ort, an welchem sich die Gesellschaft selbst reflektiert. «Unter dem Strich» also, so eine heute noch gängige Redensart, entwickelte sich so ein eigenständiges Genre, das sich mit ästhetischem Anspruch von dem Journalismus abgrenzte und sich letztlich auch von den Tageszeitungen gelöst hat – wenngleich die Feuilletons von FAZ, NZZ oder der «Zeit» immer noch als Gradmesser und Sinnbild der Debattenkultur und des Bildungsbürgertums gelten.

Bei der Sonntagsmatinee im Rahmen der Literaturtage des Bildungshauses Stein Egera diskutierte Moderator Peter Gilgen mit drei Autorinnen und Autoren, die jeweils eine eigene Perspektive und unterschiedliche Schwerpunkte einbrachten. Dieter Bachmann (geb. 1940) kann man gewiss als einen Grandseigneur des Schweizer Feuilletons bezeichnen, wenngleich er als Chefredakteur des «Du»-Magazins auch unkonventionelle Wege beschritt und es mit literarisch und visuell gehaltvollen The-



Dieter Bachmann, Maike Albath, Peter Gilgen und Daniela Strigl (v. l.) sprachen in der Matinee am Sonntag über den Sinn und das Wesen des Feuilletons.

Bild: Jan Kammann

menheften neu ausrichtete. Maike Albath (geb. 1966) ist nicht nur versiert im Umgang mit dem geschriebenen, sondern auch mit dem gesprochenen Wort – sie ist als Autorin und Moderatorin im Deutschlandfunk Kultur tätig. Daniela Strigl (geb. 1964) wiederum ist als Literaturwissenschaftlerin, Kritikerin und Essayistin einerseits dem klassischen Literaturfeuilleton zuzuordnen, sie machte aber auch durch eine

Vielzahl eigener Buchtitel von sich reden.

Texte so leicht wie ein Soufflé

Die geschichtliche Entwicklung des Feuilletons wurde ausführlich beleuchtet, nicht nur anhand grosser literarischer Wegbereiter wie Heinrich Heine oder Karl Kraus. Als Kennerin italienischer Literatur brachte Maike Albath auch hierzulande weniger bekannte Namen wie

Ennio Flaiano (u. a. Drehbuchautor für Federico Fellini) oder Italo Calvino mit ein, dessen Roman «Paloma» auch Peter Gilgen für die sprachliche Leichtigkeit – «wie ein Soufflé» – als Vorbild für den Feuilleton lobte. Einig war man sich weitgehend darüber, was stilistisch einen guten Feuilleton-Text ausmache, beim Inhaltlichen wurden die verschiedenen Perspektiven deutlicher. So sprach Dieter Bachmann pointiert von der

«Lust, seinen Senf dazuzugeben, ohne wirklich zuständig zu sein».

Für Daniela Strigl sind ihre Texte hingegen auch oft ein Ventil, um Ärger oder Verwunderung Ausdruck zu verleihen, aber stets mit einer gedanklichen Tiefe verbunden – sie wolle «nicht das schon Gedachte noch einmal schreiben». Oft sind es bei ihr Texte zu Themen, die auf den ersten Blick nebensächlich scheinen, die

dann aber die meiste Resonanz erfuhren, wie etwa ihr Text zum Alpenverein oder ihr Buch zur Faulheit, während literarische Kritiken kaum noch zu Reaktionen führten.

Zwischen Anspruch und kommerziellem Druck

Als Radiomoderatorin ist Maike Albath hingegen direkte Reaktionen von Hörern gewohnt, sie neige auch dazu, Dinge etwas mehr zuzuspitzen und sei über ihre Stimme auch als Person erkennbar.

Dies war dann der Einstieg in eine Debatte über den öffentlich-rechtlichen Rundfunk, die auch in den Publikumsfragen weiterging. Einig war man sich darin, dass ein gewisser Anspruch nicht verloren gehen dürfe, eine Strategie für das Feuilleton, in der veränderten Medienlandschaft zwischen Podcasts und Tiktak relevant zu bleiben, war indes nicht erkennbar.

Zum Schluss sprach Peter Gilgen, Professor an der Cornell University in den USA, ausserdem mahnend von der «Verdummung als realer Gefahr», welcher das Feuilleton, vielleicht etwas pathetisch, als «Avantgarde des ästhetischen Widerstands» etwas entgegenzusetzen müsse – ein Weckruf, der hoffentlich nicht ungehört wieder verhallt. (jk)

«Ohne Dialogbereitschaft gibt es kein Leben»

Kulturjournalistin und Autorin Melanie Biedermann teilte an den 17. Liechtensteiner Literaturtagen ihre Gedanken zum «Feuilleton».

«Feuilleton – ist das wirklich das, was ich mache?», habe sie sich gefragt, als die Anfrage zu den Literaturtagen kam. Als freie Journalistin schreibt Melanie Biedermann vor allem über Kulturthemen, insbesondere Musik. Das Feuilleton wiederum ist eine spezifische Sparte des Journalismus: «Je nach Auslegung bezeichnet es den Kulturteil einer Zeitung, unterhaltende bis literarische Textbeiträge oder auch Meinungstexte und Kommentare zu ganz verschiedenen Themen, oft mit Bezug zum aktuellen Zeitgeschehen.» Ihre Nähe dazu war also gegeben.

Da klassische Zeitungs- und Feuilleton-Redaktionen jedoch Lifestyle- und Magazinjournalismus gern belächeln, wie sie weiter ausführte, falle es ihr schwer, sich vollends mit dieser Sparte zu identifizieren. «Dabei passiert auf Lifestyle- und Magazin-Redaktionen vieles, was das Feuilleton auszeichnet», weiss Biedermann. Neben dem Einordnen und Beobachten gesellschaftlicher Trends seien Debatten das Grundgerüst für den Grossteil der Leserstücke.

Selbstreflexion und Denkanstoss

Texte, in denen sie persönliche Erlebnisse oder Ereignisse aus

ihrem Umfeld einfließen lässt, nimmt die in London wohnhafte Kulturjournalistin zum Anlass, über Themen zu sprechen, die sie bewegen, und damit Gedanken und Gespräche anzustossen. «Solche Texte entstehen bei mir oft aus einem starken Bedürfnis heraus, etwas, das ich selbst nicht ganz verstehe, zu ergründen.» Deshalb sei sie wohl auch Journalistin geworden: «Ich will die Welt besser verstehen.» Gleichzeitig erkennt sie auch ihre Vermittlerrolle an, um der Öffentlichkeit fundierte Informationen zur Verfügung zu stellen, die dabei helfen, das Weltgeschehen einzuordnen.

Gerade in Momenten der Überforderung wendet sich Melanie Biedermann oft persönlichen Texten zu. Der Journalismus dient dann als Plattform zur Selbstreflexion und dazu, mit ihren Gedanken Denkanstösse zu geben.

In diesem Zusammenhang teilte sie einen von ihr geschriebenen Text aus dem Schweizer Frauen- und Lifestyle-Magazin «Annabelle» von 2021, als den Leuten der Schock von Corona noch im Nacken gesteckt habe: «Warum wir 2022 öfter schreiben sollten». Wenn sich der Knoten im Hals weder durch Boxen



Melanie Biedermann lebt seit 2017 als freie Journalistin und Autorin in London.

Bild: Paul Trummer

noch Psychotherapie auflösen lässt, man ihn erst recht nicht wegmeditieren kann, brauche

es ein anderes Ventil: Schreien. «Aber darf man das überhaupt?», fragt sie sich. Schliess-

lich werde es uns mulmig, wenn Erwachsene aus aller Inbrunst schreien. «Ein Schrei von ganz

tief klingt nach Horror, womöglich nach einem Verbrechen oder einem medizinischen Notfall», liest sie. «Könnte man aber nicht auch von einem Notfall sprechen, wenn uns die Knoten im Hals regelmässig die Luft abschneiden?» Sie findet: durchaus.

Bekräftigung im Fragenstellen

In Gesprächen mit verschiedenen Künstlern reflektierte Melanie Biedermann, wie Kunst die Welt verändern kann. Diese Gespräche hielten oft besondere Aha-Momente für sie bereit. Musikerin Joan Wasser habe etwa nicht verstanden, warum es als Stärke gelte, immer alle Antworten parat zu haben. Fragen zu stellen sei doch viel mehr Bekräftigung. «Wenn ich glaube zu wissen, was mich erwartet, bleibt die Tür zu», habe Wasser gesagt. Deshalb suche sie die Auseinandersetzung und scheue die Konfrontation nicht.

«Ohne Dialogbereitschaft gibt es kein Leben.» Das bei den Literaturtagen thematisierende Feuilleton scheut sich ebenfalls nicht, in Dialog zu treten und seine Meinung zu revidieren, erklärte Biedermann abschliessend. «Er sucht viel mehr.» (lm)